



Reisende der Angst

Der scheele Blick des Westens auf Afrika. Ein Zweiteiler von Friedrich C. Burschel

I had no farm in Africa

„Unser“ Afrika-Bild, der scheele Blick und die widersprüchlichen, aber stets zweckmäßigen Haltungen von Europäer_innen, Weißen und Bewohner_innen des Westens auf beziehungsweise gegenüber Afrika, ist noch immer geprägt von einer über 500-jährigen Geschichte des Massenmords, der Ausbeutung und der Erniedrigung, des Kolonialismus. Das ist die nicht wirklich überraschende Ausgangsthese der folgenden Überlegungen. Wobei die überkommenen Bilder von den Bewohner_innen des afrikanischen Kontinents gerade in Gesellschaften wie der deutschen und wohl

auch österreichischen besonders zählebig sind, weil keine nennenswerte Zahl von Schwarzen in der Population sie zu brechen im Stande wäre. Als Hassobjekte indes taugen deutschen

Durchschnittsrassist_innen auch die Afrodeutschen, schwarze Migrant_innen und jene Schwarzen, die das deutsche Asylverfahren über das Land verteilt und in der so genannten Residenzpflicht einsperrt.

Anders als in den „Mutterländern“ der europäischen Expansion, etwa England, Holland, Frankreich, Spanien und Portugal, strömen in den mitteleuropäischen Raum keine „kolonisierten Objekte“ aus den überseeischen Kolonialländern als „Subjekte“ zurück, um ihre Viel-Stimme zu erheben – „Yes, the subaltern can speak!“, um mit Gayatri Spivak, „Yes, we can!“, um

mit Barack Obama zu sprechen. Zwar können die „Subalternen“ auch in Deutschland sprechen, eine ihrer Organisationen, die Organisation afrikanischer Flüchtlinge, heißt sogar „The Voice“. Aber man hört sie kaum, will sie nicht hören oder betrachtet ihr „unbotmäßiges“ Aufbegehren angewidert mit – ja, wieder – dem Blick von Mitte oben auf der Landkarte nach unten, von Halter zu Sklave, von Herren- zu Untermensch.

Und dieser Blick hat auch in Deutschland Tradition, zumindest zurückreichend bis zum späten Einstieg der Deutschen, des Deutschen Reiches in den „Scramble for Africa“, den Run auf das Afrika der Ressourcen und Machtsphären, auf (Bismarcks) Berliner Konferenz von 1885. Das gigantische Menschheitsverbrechen, das dem belgischen König Leopold II. mit dem Erwerb des Kongo-Gebietes auf dieser Konferenz möglich wurde und 10 Millionen Insassen dieses mörderischen Arbeitslagers für Kautschuk und Elfenbein im königlichen Privatbesitz das Leben gekostet hat, ist nur der Größe des Gebietes wegen noch monströser als das, was sich in den kleineren Kolonien rundum, auch im deutschen Teil Kameruns abgespielt hat. Adam Hochschild hat auf diesen Umstand in seinem epochalen Werk *Schatten über dem Kongo* aufmerksam gemacht:

„Bei einer geschätzten Dezimierung der Bevölkerung um zehn Millionen konnte man damals das Geschehen im Kongo durchaus das mörderischste Kapitel des europäischen Kampfs um die afrikanische Beute

**Der koloniale Blick
hat auch in Deutschland
Tradition.**



bezeichnen. Haltbar ist dies aber nur, wenn man das Afrika südlich der Sahara in seiner willkürlichen Einteilung durch die Kolonialgrenzen betrachtet. Zieht man andere Grenzen – zum Beispiel um den gesamten äquatorialafrikanischen Regenwald mit seinem wilden Kautschuk –, dann ist das, was im Kongo pasierte, leider nicht schlimmer als das, was in den Nachbarkolonien geschah. Leopold besaß nur weit mehr von dem Kautschukgebiet als irgend jemand sonst. Ein Jahrzehnt nach seinem einsamen Start gab es anderswo zur Kautschukgewinnung ganz ähnliche Zwangsarbeitssysteme: in den französischen Gebieten westlich und nördlich des Kongo, im portugiesisch beherrschten Angola und im nahegelegenen Kamerun, wo die Deutschen das Sagen hatten.“ (S.393)

Auch hier liegen die Verluste an der Gesamtbevölkerung bei schwindelerregenden 50 Prozent. „Tausende von Flüchtlinge“, so Hochschild weiter, „die über den Kongofluß geflohen waren, um Leopolds Regime zu entkommen, flohen am Ende wieder zurück um den Franzosen zu entkommen“. Und hört sich dieser letzte Satz, der die Umstände um die Jahrhundertwende vom 19. auf das 20. Jahrhundert beschreibt, nicht wie etwas an, das wir eben in den aktuellen Nachrichten gehört haben könnten? Nachrichten aus dem Grenzgebiet zwischen Ruanda und Kongo, zwischen Uganda und Kongo, zwischen Tschad und Sudan, zwischen Simbabwe und Südafrika? Spielen hinter den mörderischen ethnischen und politischen Konflikten nicht noch immer die westlichen Mächte, um die USA ergänzt, eine mehr als nur traditionelle Rolle?

Das Grauen! Das Grauen!

Betrachten wir zunächst aber einmal das Bild vom afrikanischen Menschen, der „den Weißen“ seit jeher als ausbeutbare Ressource, als Objekt der Ausbeutung, als minderwertiger Sklave galt. Auf diese Weise konnte das, was den Millionen Schwarzen in den zurückliegenden Jahrhunderten angetan wurde als Notwendigkeit oder als zweckhaft rationalisiert werden. Aber es enthält gleichzeitig das Moment der Angst, das Wiedererkennen des grausamen Selbst in den Augen der gepeinigten Menschen in Afrika. Schlüsseltext dieser Begegnung Auge in Auge ist Joseph Conrads Kurzroman *Herz der Finsternis* von 1899. Von diesem Standard ausgehend, der noch heute zum unverbrüchlichen Kanon des Bildungsbürgertums zählt, bestimmt bis heute diese Literatur der Reisenden, der Forscher_innen und Expeditions-Teilnehmer_innen und dann die der Kolonist_innen und Abenteurer_innen „unser“ Bild von Schwarzen.

Wir erinnern uns, der Flussdampfer-Kapitän Marlow fährt mit einem Handelsschiff den Kongo hinauf – ins *Herz der Finsternis* eben. Die Geschichte arbeitet auf eine Begegnung mit Mr. Kurtz zu, einem jener Abenteurer, die in Afrika länger blieben und tiefer eindringen, als es für die sonst üblichen Raub- und Handelszüge üblich war, um den Preis ihres Verstandes und der Orientierung. Aber es lohnt sich auf jeden Fall, eine längere Passage zu zitieren, um das Bild der schwarzen Afrikaner_innen bei Conrad zu illustrieren, das alle rassistischen Zuschreibungen und ihr „wei-



Das Grauen für die Badewanne...
*Lehnen Sie sich entspannt zurück!
Rassismus als Hörge-
nuss. Digital und
auf CD erhältlich.*

Bes“ Gegenbild als des mühsam Zivilisierenden, sich die Wildnis untertan Machenden enthält:

„Tiefer und tiefer drangen wir vor ins Herz der Finsternis. (...) Wir waren Wanderer auf einer prähistorischen Erde, auf einer Erde, die aussah wie ein unbekannter Planet. Wir hätten uns vorkommen können wie die ersten Menschen, die ein verfluchtes Erbe in Besitz nahmen, das sie sich Untertan machen sollten in großer Angst und übergroßer Mühsal. Aber wenn wir uns um eine Biegung herumgearbeitet hatten, bot sich uns plötzlich der Anblick spitzer Grasdächer, Binsenwände, ein Gewirbel schwarzer Glieder, gellendes Geschrei, eine Unmenge klatschender Hände, rollender Augen, stampfender Füße, sich wiegender Leiber, unter dem schwer und reglos herabhängenden Buschwerk. Langsam mühte sich der Dampfer an diesem unbegreiflichen schwarzen Getümmel vorbei. Der prähistorische Mensch verfluchte uns, betete uns an, hieß uns willkommen – wer konnte das sagen? Wir waren außerstande, das, was uns umgab, zu begreifen; wir glitten vorüber wie ein Phantom, verwundert und insgeheim entsetzt, wie Gesunde angesichts eines Ausbruchs von Raserei in einem Irrenhaus. Wir begriffen es nicht, weil wir schon zu weit entfernt waren, und wir konnten uns nicht erinnern, weil wir in der Nacht einer Urzeit unterwegs waren, eines jener vergangenen Zeitalter, die kaum Spuren hinterlassen haben – und keine Erinnerungen.

Die Erde wirkt unirdisch. Wir haben uns daran gewöhnt, die gefesselte Gestalt eines überwältigenden Ungeheuers zu betrachten, aber dort – dort konnte man etwas betrachten, das ungeheuerlich und frei zugleich war. Es war unirdisch, und die Menschen waren... Nein, sie waren nicht unmenschlich. Das, müsst ihr wissen, war das Schlimmste dabei – dieser Verdacht, dass es auch Menschen waren. Das dämmerte einem nur langsam. Sie heulten, sprangen und wirbelten herum, schnitten grausige Fratzen, aber was einen erschauern ließ, war der Gedanke, dass es Menschen waren – gerade so wie man selbst –, dass man mit diesem wilden und leidenschaftlichen Aufruhr entfernt verwandt war. Scheußlich. Ja, es war wirklich scheußlich, aber wenn du Manns genug warst, mußtest du dir eingestehen, dass du tief im Innern ein winziges Bißchen empfänglich warst für die furchtbare Freimütigkeit dieses Getöses, dass in dir der dunkle Verdacht steckte, es bedeute etwas, was du – so weit entfernt von der Nacht der Urzeit – zu begreifen im Stande warst.“ (S.62f)

Woher kommt das Grauen vor diesem „Gewirbel schwarzer Glieder“, diesen „prähistorischen Menschen“? Und warum mündet dieses Grauen ohne Umwege in den Gedanken der Unterwerfung, Unterdrückung und Verwertung, Nutzbarmachung? Wann schlägt Christoph Columbus' Entzücken über die „schönen, nackten Menschen“, die „edlen Wilden“ in der „Neuen Welt“, die staunende Frage nach dem Stand der Unschuld im Urzustand der menschlichen Entwicklung, in welchem die vermeintlich prähistorischen Menschen in den „neuen Welten“ sich befanden, um in reine sexuelle Gier, in Goldrausch und die fieberhafte Suche nach Möglichkeiten, möglichst viel Nutzen aus den „Wilden“ zu schlagen, bis sie tot und ausgerottet waren? Warum stellt sich Marlow noch 400 Jahre später dieselbe Frage sogar ohne den Umweg über den „edlen Wilden“ mit solcher Determiniertheit?

Und in der Beobachtung des „domestizierten“ Typs des „Wilden“ schlägt das Grauen vor dem Urmensch als entferntem Verwandten in die Grausamkeit des überlegenen „Zivilisierten“ durch, der durch die Unbarmherzigkeit seine Zivilisation bereits wieder aufs Spiel setzt.

„Und zwischendurch musste ich nach dem Wilden sehen, der mein Heizer war. Ein veredeltes Exemplar; er konnte einen Vertikalkessel heizen. Da stand er, unter mir, und – auf mein Wort – ihm zuzusehen war so erbaulich wie der Anblick eines Hundes in Reithosen und Federhut, der auf den Hinterbeinen ging. Ein paar Monate Schulung hatten gereicht für diesen wirklich prächtigen Burschen. Mit sichtlich bemühter Unerschrockenheit schielte er zum Manometer und zum Wasserstandsanzeiger hinüber – und außerdem hatte der arme Teufel spitz zugefeilte Zähne und drei Schmucknarben auf jeder Wange, und die Wolle auf seinem Schädel war zu wunderlichen Mustern zurechtgeschoren. Eigentlich hätte er am Ufer in die Hände klatschen und mit den Füßen stampfen müssen; statt dessen leistete er harte Arbeit, einer seltsamen Zauberei hörig, angefüllt mit edlem Wissen. Er war brauchbar, denn man hatte ihm etwas beigebracht; und was er gelernt hatte, war dies: Sollte das Wasser in dem durchsichtigen Ding verschwinden, würde der böse Geist im Innern des Kessels zornig werden durch die Größe seines Durstes und furchtbare Rache nehmen. Also schwitzte und heizte und beobachtete er ängstlich den Glasbehälter.“ (S.64f)

Es ist dieser „possierliche“, „begabte“, „dressierte“ Schwarze, der als Schau-Objekt die Haltung des wei-

ßen Westens gegenüber Schwarzen entscheidend prägt und den Schwarzen auf das einerseits paternalistische Entzücken auslösende Infantilisierende und das Tierbild, aber andererseits eben auch und vor allem auf das des Furcht einflößenden, „grauenhaft“ befremdlichen Wesens reduziert, als das es auch in den Hagenbeck'schen Völkerschauen präsentiert wurde. Gleichzeitig sind kapitalistische Verwertungsinteressen im Gedanken der „Veredelung“, der „Nutzbarmachung“ und Indienstnahme als Arbeitsklave enthalten. Und es wird weitere 100 Jahre dauern, bis diese Sichtweise der Europäer_innen, ob Abenteuer_innen oder Bürokrat_innen, zumindest in Frage gestellt wird. 50 Jahre nach Conrads Marlow ist sein Blick noch wie neu, trotz der Erfahrung des Holocausts und dem Wissen um Leopolds Vernichtungswerk im Kongo.

Im 1951 (1955 auf deutsch) erschienenen Opus magnum von Hannah Arendt, *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft*, das seine Größe nicht nur aus dem überwältigenden geschichtlichen Panorama bezieht, das es abschreitet, sondern auch aus seiner literarischen Brillanz, bezieht sich die deutsch-amerikanische Philosophin unmittelbar auf Conrads *Herz der Finsternis*. Ausgehend von im 18. und 19. Jahrhundert entstehenden Rassebegriffen – die Gemetzel der frühen europäischen Expansion ab 1500 sind mit dem Segen der christlichen Kirche schon vorüber – und der vermeintlichen Verwissenschaftlichung eines zutiefst rassistischen Blickes auf die Menschen vor allem dann im 19. Jahrhundert, wendet sich Arendt, ihren Conrad im Gepäck, ebenfalls der „Gespensterwelt des Schwarzen Erdteils“ zu. Hellsichtig betrachtet sie die „realitätslose“ Existenz in Schrift- und damit – nach europäischem Maßstab – in Geschichtslosigkeit lebender „Eingeborener“ als Kulisse für ein Spiel des Verbrechens:

„Man mordete keine Menschen, wenn man einen Eingeborenen erschlug, sondern ein Schemen, an dessen lebendige Realität man ohnehin nicht glauben konnte, und man handelte nicht in eine Welt hinein, sondern in ein ‚bloßes Spiel von Schatten. Ein Schatten-spiel, durch das die herrschende Rasse unberührt und unbemerkt hindurch schreiten konnte im Verfolg ihrer eigenen unverständlichen Ziele und Absichten.“ (S.315)

Trotz ihrer nüchternen Analyse dessen, was die Europäer in der Welt schon angerichtet und wie wenig diese unvorstellbaren Verbrechen in die Geschichte eingegriffen hatten, reproduziert sie wie selbstverständlich das Grauen und die Verachtung gegenüber

jenen als „dunkle Schemen“ wahrgenommenen „prä-historischen“ Menschen. Arendt schreibt: *„Historisch gesehen bleibt es merkwürdig, dass die Existenz ‚prä-historischer Menschen‘ so wenig Einfluß auf die westliche Geschichte vor dem imperialistischen Zeitalter hatte. Tatsache ist, dass die frühen Ausrottungen von Eingeborenenstämmen, die Schiffsladungen von Negern nach Amerika oder die Ent-deckerfahrten in den schwarzen Kontinent ohne Bedeutung für die abendländische Geschichte im allgemeinen bleiben, obwohl die Berichte von der Welt der Eingeborenenstämme, diesem scheinbar ziellosen und sinnlosen Treiben (...) eine deutliche Sprache sprechen.“* (S.316)

Auch Hannah Arendt reproduziert in ihrem opus magnum wie selbstverständlich das Grauen und die Verachtung.

Nicht nur ihre Geschichtslosigkeit also verhindert eine Überlieferung des Völkermordes, sondern auch das herzlose Desinteresse der „Zivilisierten“ am Schicksal der „Prä-historischen“. Von Interesse ist nur das neue Genre der Reiseliteratur. Nüchtern konstatiert Arendt den Weg vom Grauen zur Nutzbarmachung:

„Die Unterlegenheit der schwarzen Nomadenstämme gegenüber den europäischen Kolonisten war in Afrika ebenso deutlich wie in anderen Kontinenten, in denen die weiße Kolonisation siegte. Nur dass hier, im Gegensatz zu Amerika und Australien, die Eingeborenen zu zahlreich waren, als dass sie hätten vernichtet werden können, und dass daher die Sklavenwirtschaft sich außerordentlich schnell als die einzige ökonomische Form herausstellte, um sowohl mit der Eingeborenenfrage als auch mit der Armut des Bodens fertig zu werden.“ (S. 317)

Anhand des Beispiels der Buren, einer holländischen Kolonist_innengruppe in Südafrika, deren Besiedlungen nach Öffnung des Suez-Kanals rapide an Bedeutung verloren und die sich vor dem britischen Vordringen immer tiefer ins Landesinnere zurückzogen, beschreibt Hannah Arendt, wie aus ihnen unter Zurücklassung der „zivilisatorischen Mindeststandards“ auf einmal ein weißhäutiger „Neger-Stamm“ inmitten der umgebenden afrikanischen Stämme geworden wäre: *„Dass sie sich damit selbst in die Mitte jener Stämme begaben, auf welche sie mit so viel berechtigter Verachtung und einem noch viel berechtigteren Grauen sahen, dürfte ihnen schwerlich zu Bewusstsein gekommen sein“* (S.320). Die unerbittliche Conclusio Arendts lautet also, ausgehend von dem knapp abgewendeten Rasse-Werden der Buren:

„Das Unwirkliche liegt darin, dass sie Menschen sind und doch der dem Menschen eigenen Realität ganz und gar ermangeln. Es ist diese mit ihrer Weltlosigkeit gegebene Unwirklichkeit der Eingeborenenstämme, die zu den furchtbar mörderischen Vernichtungen und zu der völligen Gesetzlosigkeit in Afrika geführt hat. (...) Denn was auch immer die Menschheit an Schrecken vor wilden barbarischen Stämmen gekannt hat, das grundsätzliche Entsetzen, das den europäischen Menschen befiel, als er Neger – nicht in einzelnen, exportierten Exemplaren, sondern als Bevölkerung eines ganzen Kontinents – kennenlernte, hat nirgends seinesgleichen. Es ist das Grauen vor der Tatsache, dass dies auch noch Menschen sind, und die diesem Grauen unmittelbar folgende Entscheidung, dass solche ‚Menschen‘ keinesfalls unseresgleichen sein durften.“ (S. 323f)

Eine Entscheidung, die mit allen religiösen, wissenschaftlichen und kulturellen Mitteln insoweit zu untermauern war, dass das schlechte Gewissen, die Angst vor Strafe angesichts des Massakers an diesen Menschen besänftigt werden musste. Denn es ist doch gar nicht zu begreifen, dass überall, wo expandierende Europäer_innen auftauchten, Leichen ihren Weg pflasterten. Die ohnehin nicht zahlreichen Beispiele

christlich oder humanistisch motivierter Interventionen angesichts des Hinschlachtens der „Wilden“, ob in den Americas, in Asien, Australien oder Afrika, es waren immer Interventionen post festum, wenn das Grauen vor

den „Barbaren“ dem Grauen vor der eigenen Mordbereitschaft wich. Diese Zitate mögen Hannah Arendts Bestätigung der Conradschen Haltung untermauern, ihr Grauen vor den „Ur-Menschen“, den – wie sie an anderer Stelle schreibt – „zufällig überlebenden Abfallprodukten einer untergegangenen Zivilisation“, ist echt und es hilft ihr, die christlich-jüdische Kultur Europas zu begreifen.

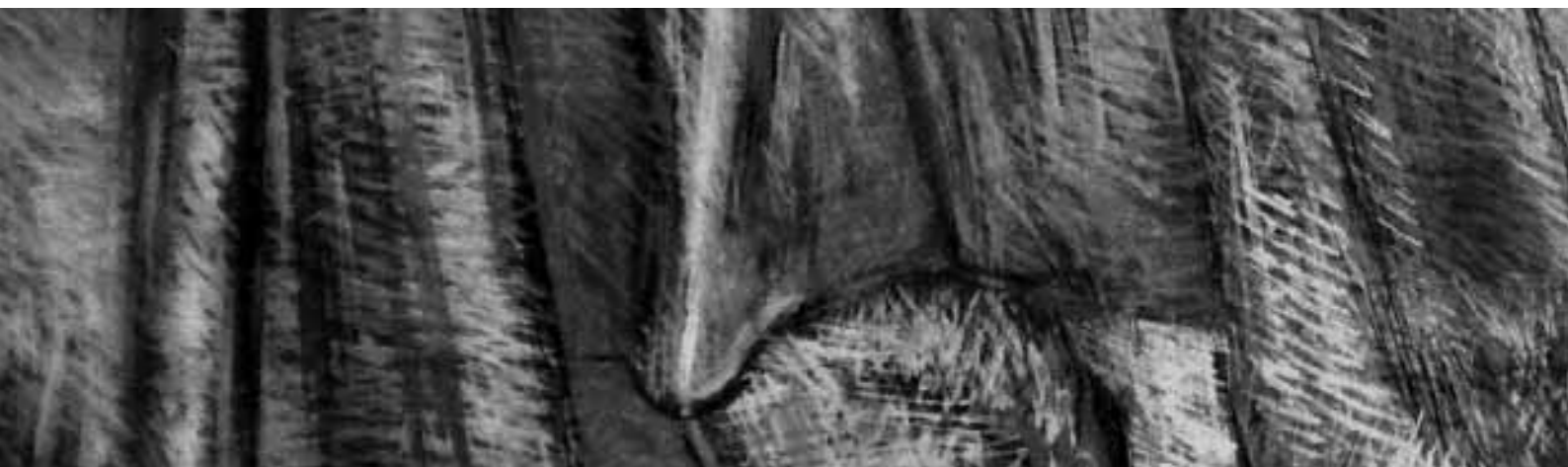
Rassist durch und durch

Warum aber ist die Verachtung, das Grauen der Bur_innen gegenüber ihrer afrikanischen Umgebung so berechtigt, wie Arendt meint? Warum war das Entsetzen gegenüber den schwarzen Afrikaner_innen so grundsätzlich, warum siegten nie oder nur selten menschliche Wärme, Neugier, Barmherzigkeit und Achtung? Warum liegt in der Entscheidung, mit Gewalt klare Verhältnisse und mit der Versklavung eine frühe Form der „Vernichtung durch Arbeit“ einzuführen, die einzig denkbare Logik der europäischen Expansion und – industriell fortgeschrittener – insbesondere des Imperialismus? Das sind Fragen, die erst viel später, fast 100 Jahre nach den Verbrechen gestellt werden und deren Stellen keineswegs ein Ende der Bilder bedeutet, welche die Unterdrückung der Afrikaner_innen produziert hat.

Einer der Fragensteller ist Afrikaner, es ist der große nigerianische Schriftsteller Chinua Achebe, der einem deutschen Publikum erst nach der Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels 2002 bekannt geworden ist. Die Essays, die in dem Bändchen *Ein Bild von Afrika* versammelt sind, stellen die bedrückend nahe liegenden Fragen, unter anderem die, wie es sein kann, dass Joseph Conrads, Rudyard Kiplings und die Literatur all der anderen Afrikareisenden der Angst bis heute das Denken der Europäer_innen, des Westens bestimmt. Und dieses Denken ist in erster Linie – was Afrika betrifft – von Desinteresse und Herablassung geprägt. Achebe nennt Conrad ohne Umschweife einen Rassisten „durch und durch“ und buchstabiert seine Behauptung mit zorniger Verve durch:

„Dass diese einfache Wahrheit bei der Kritik seines Werkes übertüncht wird, liegt an der Tatsache, dass der weiße Rassismus gegen Afrika eine derart normale Denkweise ist, dass seine Manifestationen gänzlich unbemerkt bleiben. (...) Sieht niemand die hirnlose

Warum war das Entsetzen gegenüber den schwarzen Afrikaner_innen so grundsätzlich?



und perverse Anmaßung, die darin liegt, Afrika solcherart auf die Rolle von Requisiten für den Zusammenbruch eines einzelnen europäischen Klein-geistes zu reduzieren? (...) Die eigentliche Frage ist die Entmenschlichung Afrikas und der Afrikaner, die von dieser althergebrachten, weitverbreiteten Haltung nach wie vor begünstigt wird. Und die Frage ist, ob ein Roman, der diese Entmenschlichung feiert und einen Teil der Gattung Mensch depersonalisiert, ein großes Kunstwerk genannt werden kann.“ (S.24f)

Achebe arbeitet geschickt das Zwanghafte heraus, das dieser eitlen Selbstbetrachtung Europas im schwarzen Spiegel des vom Imperialismus umgepflügten Kontinents zugrunde liegt:

„Aus Gründen, die sicherlich genauer psychologischer Untersuchung bedürfen, scheint der Westen an tiefen Ängsten hinsichtlich der Gefährdung seiner Zivilisation zu leiden und zur Selbstbestätigung ständig den Vergleich mit Afrika nötig zu haben.“ (S. 35)

Er braucht also eine Folie *„als Ort der Negation, zugleich entlegen und doch irgendwie vertraut, vor der Europas eigener Stand spiritueller Gnade sich abhebt.“ (S. 9)*

Und noch im Massenmord bleibt Afrika Medium der Selbstbespiegelung einer eitlen Zivilisation, zu deren Errungenschaften Gnade und Menschlichkeit offenbar nicht zählen. Conrad, und auch Hannah Arendt in ihrem Anknüpfen an ihn, starrt auf sein/ihr afrikanisches Spiegelbild wie Dorian Gray auf sein gealtertes Abbild – er spricht nicht von Afrika und den Menschen, die dort leben, er spricht von sich selbst und seinesgleichen. *„Reisende, die geistig nicht aufgeschlossen sind, können uns, außer über sich selbst, nur wenig erzählen“*, (S. 34) meint Chinua Achebe, dem für seinen Wutausbruch zu danken ist.

Wie Hannah Arendt bestätigt, war die Zivilisierung durch Versklavung offenbar der einzig denkbare

Schritt für die europäischen Kolonisor_innen Afrikas. Die Schaffung einer Verwaltungsstruktur, einer Bürokratie und Organisation war „the white man’s burden“ (Kipling) gegenüber den „Unvermögenden“ im Stand „vorgeschichtlicher Barbarei“.

„Da begriff ich die Bedeutung von des weißen Manns Bestimmung. Er muss alle Wagnisse auf sich nehmen... Das ist der Unterschied zwischen Weiß und Schwarz, die Gabe der Verantwortung, die Macht ... König zu sein, und so lange wir das wissen und tun, werden wir nicht nur in Afrika herrschen, sondern überall da, wo es dunkle Menschen gibt, die nur für ihren Bauch leben“, heißt es in dem Kolonialroman *Prester John* des einstigen Kolonialbeamten John Buchan. Indem das europäische Denken sich derart aufschwung zum geradezu gottgewollt-natürlichen Auftrag des Beherrschens, des Unterdrückens, des Wagens und eben auch des Tötens, solange brauchte es immer und immer wieder die Bestätigung dieses Auftrages durch Begründungen, die geeignet schienen, das schlechte Gewissen, das wahrhaft dunkle und höllische Afrika in den Seelen der Weißen zu beruhigen. Nochmal Chinua Achebe:

„Ich bin mir nicht ganz sicher, ob all die Feldforscher (...) auch wirklich an ihre Berichte glaubten, oder ob es eine Art von Vorspiegelung war, eine Art Alibi, die sich unserer Vorstellung nach ein Mensch verschafft, der ein Verbrechen vorhat. Sehen Sie, es ist zum Beispiel sehr bezeichnend, dass die Kirchenväter genau in dem Augenblick die Existenz der Seele des schwarzen Menschen zu bezweifeln begannen, als der Körper des Schwarzen auf den Märkten hohe Preise erzielte.“ (S.50)<

Die Fortsetzung dieses Artikels wird in *Hinterland # 16* erscheinen.

Zitierte Bücher:

Adam Hochschild:
Schatten über dem Kongo. Die Geschichte eines der großen, fast vergessenen Menschheitsverbrechen, Stuttgart 2000

Joseph Conrad: Herz der Finsternis, Reclam-Ausgabe von 1991

Hannah Arendt: Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft, Piper-Ausgabe von 1986

Chinua Achebe: Ein Bild von Afrika. Essays, Alexander Verlag Berlin, 2000

Friedrich C. Burschel lebt in Berlin und ist Referent der Rosa-Luxemburg-Stiftung und freier Journalist.

